

# Tiere im Krieg!

Autor(en): **Freuler, Kaspar**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung**

Band (Jahr): **15 (1939-1940)**

Heft 34

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-712453>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Tiere im Krieg!

Von Kaspar Freuler

Auf dem kleinen Tisch neben dem Radio liegt seit bald drei Wochen die Karte Westeuropas ausgebreitet, ein Gewirr roter Linien, blauer Flüsse und dunkler Städte. Jeden Tag dreimal oder mehr fahren Finger oder Augen über die flandrischen Ebenen, über das grüne Hügelland um Metz, über die blaue Fläche des Kanals, und das blutende Grauen dieser furchtbaren Tage steigt aus Wort und Bild in Herz und Hirn.

Als ich letzthin spät in der Nacht heimkomme, wer liegt auf der Karte? Unsere zwei Katzen. Genau genommen wären es ihrer drei; aber das kleine Jüngelchen, das sie von beiden Seiten umarmen, zählt noch nicht ganz mit. Die beiden großen braunen Siamesen aber liegen wohlighingelagert von England bis ins Elsaß. In London schnurren sie voller Friedfertigkeit, der schwarze Schwanz aber tätschelt, wie sie mich durch die kaum geöffneten Schlitze der beiden Augen erblicken, zum Willkomm um das Münster von Straßburg. Der Kleine gar, mitten aus dem Schlaf aufgeschreckt, versucht auf gestreckten Beinen einen Buckel zu machen; er sperrt seinen Rachen — wenn man dem zärtlich rosenroten Mäulchen mit den winzigen Zähnchen so sagen darf — sperrangelweit über Paris auf, als wenn es die Stadt samt Eiffelturm und Invalidendom verschlucken wollte. Als ihm dieses phantastische Unternehmen aber nicht glückt, legt es sich wieder zwischen die zwei Großen, die seinem Gebaren bewegungslos gefolgt sind und sucht, schon im Halbtraum, die Brust der Mutter. So lagern sie alle drei, ein Bild stillster und glücklichster Ruhe, über den Schlachtfeldern des Abendlandes. Ich spüre ihre warme Nähe, und als ich über ihren weichen Seidenpelz fahre, fangen alle drei sanft zu schnurren an, eine kleine Nachtmusik der Zufriedenheit, die einem im Innersten wohltut.

Sie wissen nichts und spüren nichts von den Leiden so vieler ihrer Brüder und Schwestern, die zu gleicher Zeit an tausend Orten zwischen Himmel und Hölle verblendet und unglücklichen Menschen helfen müssen, Elend und Unglück weiter zu tragen über Länder und Meere.

Wer denkt an sie, wer denkt an die Tiere im Krieg? Immer ist nur von Menschen und Massen und Maschinen die Rede. Die Taten der Tiere, ihre geduldig und stumm gebrachten Opfer meldet kein Heeresbericht, kein Heldenbuch.

Da steigen und klettern über Stein und Fels, wo der Mensch kaum noch sich hintraut, unzählige geplagte Maultiere und Esel, mit Lasten aller Art schwer beladen, bis in alle kalten Höhen hinauf. Ein paar Stunden mögen sie Ruhe finden, bis wieder ihr Tagwerk beginnt.

Wer denkt an die Tausende von Pferden, die von ihren Kameraden und ihrem Stall getrennt, über harte Straßen und über reiche Felder ziehen. Irgendwo im Land sind sie vor Kanonen gespannt, vor Caissons und Fourgons und werden, irgendwo, dem Tod entgegengeholt. Wohl hat die Technik eine der glücklichen Taten, die ihr unbewußt gelungen sind, den Jammer der Tiere früherer Zeiten gemindert. Heulende Motoren tragen den Krieg durch fremde Dörfer, durch fremde, grüne Felder, nicht mehr Kosaken, Ulanen und Husaren. Die Rosse von Gravelotte, zusammengeschossene Krüppel auf drei Beinen, wiehernd vor Schmerzen, sammeln sich nicht mehr um das Trompetensignal. Aber sie liegen, von Bombensplittern zerrissen, mit aufgeschlitzten Bäuchen auf dem Asphalt. Glücklich das Tier, dem ein barmherziger Mensch im Vorübergehen eine Kugel in den Kopf schießt. Der Tod kommt als Erlöser.

Kennt ihr die Kriegshunde? Der Hund sieht im Menschen den unbedingten Herrn und Gott, dem er zu gehorchen hat. Kein Tier wohl ist seinem Herrn derart ergeben, wie der Hund, und wieviel stille und laute Not hat diese Einstellung schon über den Hund gebracht! Er weiß nicht darum. Er tut, was ihm befohlen wird. Wie er im Frieden ein Scheit, einen Schirm holt und bringt, so sucht und bringt und holt er im Lärm der Kanonade, zwischen Tod und Leben sich in die braunen Ackerfurchen duckend, seine Meldungen. Wie manchem, der nichts davon ahnt, hat ein Hund das Leben gerettet!

## IM DIENSTE DER HEIMAT

Erzählung aus der gegenwärtigen Grenzbesetzung von Fw. Eugen Mattes

(6. Fortsetzung)

Ruedi ließ den Brief sinken und starrte vor sich hin, lange Zeite. ... Seine gute Lysel ... Aber sie hatte recht. Ihre Not zwang sie, das zu sagen, was er wohl immer gefühlt, sich aber nie so klar und eindeutig gestanden hatte. Nein, sie brauchte keine Angst zu haben. Er würde sich nie so weit in Gefahr begeben. Und käme es trotzdem so weit, das Bild der Kinder würde nie in ihm verblasen.

«Siehst Du eigentlich Geister?», fragte der kleine Müller aus seiner Ecke hervor, wo er auf der Jauchebenne hockend, Ruedi schon lange betrachtet hatte.

«Halts Maul!» herrschte ihn Ruedi an, böse darüber, daß ihn dieser in seinen Gedanken gestört hatte. «Davon verstehst Du nichts.»

«Habe ich auch nicht behauptet. Bin zu sehr Wirklichkeitsmensch, um mit Geistern Bekanntschaft zu machen.»

«Sei nicht böse, Müller», beschwichtigte Ruedi lächelnd seinen Kameraden, «ich meinte es nicht schlimm. Du hast mir nur einen Gedankenfaden zerrissen.»

«Ich glaube, das war weit eher ein Spinnennetz, in dem Du Dich verfangen hast. Was für eine hat Dich da mit ihrem

Bildnis beehrt? Muß etwas Besonderes sein, warst doch früher nie scharf auf Weiber.»

«Meine Kinder», sprach Ruedi, Müller das Bildli hinstreckend.

Dieser besah es sich und lachte: «Gute Rasse, alle Achtung. Kannst Dich wenigstens nie um die Verantwortung drücken. Tragen alle Deine Prägung.»

«Darf ich sie auch sehen?»

Fredy war herzugetreten und streckte seine Hand aus. Lange schaute er auf das Bildchen und in seinem Gesicht ging etwas vor, das Ruedi nicht entging. Seltsamer Mensch. Mit rauher Gebärde gab er das Bild zurück, kehrte sich um und kroch, sich in seine Decke hüllend, ohne ein Wort zu sagen, ins Stroh.

«Komischer Heiliger», murrte Müller, der schon bei der Xten Flasche Bier angelangt war und mit glotzenden Augen vor sich hinschaute. Wie eine Kröte war er anzusehen mit seiner gedrängten Körperfülle.

«Was wissen wir, was er schon alles erlebt hat», antwortete Ruedi leise, indem er immer und immer wieder das Bild der Kleinen besah. Auch Lysels Brief las er nochmals. Er ahnte, welchen Kampf es sie gekostet haben mochte, diese Gedanken, von denen sie nie das Leiseste hatte laut werden lassen, offen darzulegen, um sich und ihn zu schützen. Gäbe Gott, die Erde trüge alles Frauen und Mütter mit solcher Gesinnung.

Er tut seine Pflicht, getreu bis in den Tod und ist unglücklich, wenn er seinen Herrn, der ihn dazu verhält, nicht mehr findet.

Wälder fallen unter der Axt oder unter dem zermalenden Druck gepanzerter Kriegsmaschinen, oder lodern auf im Feuerschein. Mit ihnen fällt im Maien dieses Blutfrühlings die junge Brut unzähliger Vögel. Mit ihnen verendet im grauen Gehege des Stacheldrahtes aufgeschrecktes, erschrecktes Wild, das nicht mehr ein noch aus weiß ob dem brüllenden Lärm der grünen Waldheimat und umsonst in toller Flucht sein Leben retten will. Ueberall sind diese Drahtmauern und der wildeste Sprung ums Leben führt in den bittersten und jämmerlichsten Tod. Hirsch und Reh und Hasen liegen zwischen den todbringenden Stacheln und selbst die Listen Meister Reineckes sind machtlos gegen die teuflischen Erfindungen intelligenter Menschen.

Hunderte von Schiffen sinken durch die gurgelnden Wasser in die Tiefe. Ein riesiger Oelfleck zeigt ihr Grab an. Weite, weite Flächen deckt das Oel und vergiftet und erstickt und vernichtet unvorstellbare Mengen von Fischen. Die Scharen der Wasservögel, die kurze Ruhe auf den Fluten suchen, macht es müde und matt, denn die weißen Schwingen werden klebrig und schwer, und die tote Beute ist vergiftet und bringt den Tod. Es wird stiller über den Gestaden.

Der Mensch braucht Fette. Unbarmherzig und mit den raffiniertesten Mitteln tobt der Kampf um die Wale und Seehunde.

Irgendwo werden Schweine über die unterminierten Vorfelder getrieben; tritt der Fuß auf die unglückbringende Stelle, so werden sie zu Fetzen gerissen.

Eine Million Hunde muß in Deutschland erschlagen werden. Sie fressen zu viel und nützen dem Staat zu wenig.

Bauernvolk steht im Kampf. Kopflos rennen Frauen und Kinder aus den Dörfern, wenn am Horizont, brüllend und die Erde erschütternd, die stählernen Ungeheuer erscheinen. Die Kühe auf ihrer Weide aber grasen und fressen weiter und warten abends mit vollen Eutern auf Knechte und Mägde, die ihnen die Milch abnehmen. Umsonst. Sie warten und leiden Qualen und schreien in die Nacht hinaus und finden weder Haus noch Stall

mehr. Um den brennenden Kirchturm fliegen die Störche und Schwärme von Tauben flattern in die Flammen hinein.

Wo der Krieg aber nicht hinkommt, da fehlen die Kräfte der Männer und der Maschinen und so manches Zugtier, das sonst vor Pflug und Egge seine Pflicht tat. Doppelte Last wartet auf die Zurückgebliebenen. Wie mancher alte Gaul, der längst sein Gnadenbrot verdient hätte, muß wieder mit unsicherem Tritt und Gang vor Pflug und Wagen ziehen, bis er in den Sielen umfällt.

Sieht der Mensch unseres Jahrhunderts sein Idol in einer Welt, die nur noch ihm und seiner stählernen Technik Raum läßt? Wie hoffnungslos und endlos öde müßte eine solche neue Erde aussehen, wo jedes freie Wesen, jedes Leben, das er sich noch nicht geknechtet hat, verbannt würde.

Der Mensch weiß um all diese Dinge. Aber wer hat Zeit und Lust, ihnen nachzudenken? Mit einem Achselzucken, mit einem seufzenden Hinweis auf die Leiden der Menschen geht man darüber hinweg. In Tagen, wo die Unmenschlichkeit regiert, hat die Menschlichkeit zu schweigen, sagen sie. Wo der Mensch nur noch zu existieren scheint, um seinesgleichen und damit Gottes Ebenbild — Gottes Ebenbild! — zu vernichten, habe das Tier auch seine Opfer zu bringen. Aber was hat denn das Tier verbrochen, daß es all diese Qualen verdienen sollte? Unschuldiger ist es in diesen fürchterlichen Mahlstrom hineingezogen worden, den die Wut des menschlichen Intellekts über Europa heraufbeschworen hat.

Indes ich diesen Gedanken nachhänge, sind meine Katzen wieder eingeschlafen. Von dem Kleinen sieht man kaum mehr das Köpfchen; das rosenrote Zungenspitzen guckt zwischen dem abgehashten jungen Schnurrbart hervor, wie wenn es Marzipan wäre. Alles andere ist zugedeckt in sicherer Hut. Die warmen Leiber liegen über den aufgewühlten, zerrissenen Fluren des Abendlandes. Wann wird die Zeit kommen, da die Leoparden bei den Lämmern weiden und die Schwerter zu Pflugscharen werden? Wo der Mensch wieder Mensch wird und im Tier seinen stummen Bruder sieht? Noch stürmen die apokalyptischen Reiter auf fahlen Rossen durch die warmen Nächte zu neuen Bränden.

Er packte seinen Tornister wieder feldmarschmäßig und kroch ins Stroh. Sonntag abend. Da saß er sonst mit Lysel in der Stube, die Ruhe des Abends zu genießen, wenn die Kleinen zu Bette gegangen waren. Nun war sie allein.

Wie ging es wohl im Geschäft? Ein anderer stand an seinem Posten. Er würde viel Reklamationen haben im Anfang, denn er wußte noch nicht, wie die Filialen alle bedient sein wollten. Sie hatten alle ihre Extrawünsche. Der Nachfolger mußte halt sehen, wie er es lernte. Im Grunde genommen war es ihm egal, einmal ein wenig weg vom Geschäft. Hier im Dienst konnte er wenigstens wieder einmal den Kopf verluften lassen. Es war gar nicht so übel, wenn sich der Körper einmal an die Anstrengungen gewöhnt war. Nur das Fortsein von daheim, das gab ihm noch zu schaffen ...

Ruedi hörte noch mit halbem Ohr, wie der kleine Müller vor sich hin brummend sein Lager aufsuchte. Dann verlangte der Körper sein Recht und zwei braune fragende Frauenaugen begleiteten ihn ins Traumland. Augen, in denen das große Rätsel brannte, das kein Mensch zu lösen vermag.

Tage gingen dahin, ohne daß etwas Besonderes passierte. Die Deutschen standen vor Warschau, das sich tapfer verteidigte, und von der andern Seite her drangen die Russen ins Land der Polen ein, bis an die mit dem deutschen Bundesgenossen vereinbarte Demarkationslinie. Die «Befreier» teilten sich in die Beute und die Welt sah diesem tragischen Schauspiel zu mit einigem Nervenkitzel, wie einem sportlichen Wettkampf. Sonst aber wies man die Geschäfte nicht von der

Hand, die aus diesem Handel erblühten. Die Diplomaten saßen bald mehr in den Eisenbahnzügen und Flugzeugen als daheim und die Dementierpresse einzelner Staaten lief auf Hochtour.

Das Weltgewissen war abgestumpft und außer den Geschädigten machte niemand großen Lärm. Diese aber mochten selbst sehen, wie sie sich aus ihrer Lage befreiten, denn solange die Sache nicht weiter ging, brauchte man sich auch nicht allzustark darum zu kümmern, denn jeder ist sich selbst der Nächste.

Das Bataillon lag seit einigen Tagen in der Ortschaft, die zufällig Ruedis Bürgerort war. Er hatte sie zwar in seinem Leben noch nie betreten, aber auf den Grabsteinen im Dorffriedhof kannte er manchen Namen, der ihm von seinem Vater her bekannt war. Die wildesten Gerüchte zirkulierten. Die einen wußten bestimmt, daß man in den nächsten Tagen zur Verstärkung des Grenzschutzes eingesetzt werde, andere sagten aus, daß eine Dislokation in die französische Schweiz so gut wie sicher sei. Aber keines von beiden trat ein. Eines Tages kam der Befehl zum Abmarsch und bei Nacht und Nebel verschwand man, um beim ersten fahlen Morgenschein des andern Tages im schönen Landstädtchen Thurberg einzuziehen, wo es gute Kantonementen, vorzügliches Essen und viele Wirtschaften gab. Der Stabskompanie wurde eine schöne, geräumige Turnhalle zugewiesen, in der bereits alles für die Aufnahme von Soldaten vorbereitet war.

Gewehrrechen, Tornisterbänke und Wascheinrichtungen waren